

# Warum werden in Deutschland so wenige Kinder geboren?

Jürgen Dorbritz



Dr. Jürgen Dorbritz ist Wissenschaftlicher Direktor im Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Seine Arbeitsfelder: Geburtenentwicklung, Wandel der Familie, Kinderlosigkeit, bilokale Paarbeziehungen.

### Zusammenfassung

Die Geburtenziffer in Deutschland ist durch ein niedriges Niveau und erhebliche sozialstrukturelle und regionale Differenzierungen gekennzeichnet. Prägend ist die hohe Kinderlosigkeit der hochqualifizierten Frauen in Westdeutschland. Das führt zu wirtschaftlichen und sozialpolitischen Problemen. Wo liegen die Gründe? Gibt es familienpolitische Alternativen?

Deutschland gehört seit der Mitte der 1970er Jahre zu den Ländern mit dem niedrigsten Geburtenniveau in der Welt. Gegenwärtig werden ca. 1,4 Kinder je Frau geboren<sup>1</sup>. Im europäischen Vergleich findet sich Deutschland mit diesem Wert im Jahr 2009 unter den fünf Ländern mit dem niedrigsten Geburtenniveau. Besonders viele Kinder werden in Island (2,23), der Türkei (2,10), Irland (2,07) und Frankreich (2,00) geboren. Am unteren Ende befinden sich Moldawien und Lettland (je 1,31) sowie Ungarn und Portugal (je 1,32).

Dieses Geburtenniveau hat sich hierzulande nach zwei Geburtenrückgängen eingestellt. Der erste fand um 1900 und der zweite zwischen 1965 und 1975 statt. Zumindest für Europa gilt, dass nahezu alle Länder diese beiden Geburtenrückgänge durchlaufen haben. Der zweite wird häufig auf die Verbreitung von Antikonzeptiva zurückgeführt und deshalb landläufig „Pillenknick“ genannt. In der Wissenschaft gelten aber folgende Gründe als maßgebend: das stärkere Streben nach individueller Autonomie und Selbstverwirklichung, die wachsende Distanz gegenüber sozialen Institutionen, die Neuordnung der Geschlechterrollen und das Vordringen der Frauen in die Erwerbssphäre. Die damals neuen Möglichkeiten der Geburtenkontrolle stellen also nicht die eigentlichen Ursachen des Geburtenrückgangs dar. Die neuen Verhütungsmittel gelten vielmehr nur als Mittel, um das damals immer populärer werdende Ziel einer „kleineren Familie“ zu erreichen. Insofern führt der populäre Name „Pillenknick“ in die Irre.

Das traditionelle Familienmodell der „Zwei-Kinder-Zwei-Eltern-Familie“ auf der Basis der Hausfrauenehe hatte vor allem in der Nachkriegszeit seine Blütezeit. Beginnend mit dem zweiten Geburtenrückgang wurde dieses Familienmodell zunehmend in Frage gestellt. Ein großer werdender Teil der Bevöl-

das traditionelle Familienmodell

kerung entschied sich gegen Ehe und Kinder. Steigende Anteile der Frauen und Männer blieben denn auch über ihr ganzes Leben ledig und kinderlos. Andererseits gingen Kinder nicht mehr nur aus Ehen, sondern immer öfter aus anderen Lebensformen hervor, wie aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften, bilokalen Paarbeziehungen oder Alleinerziehenden. Dies wird in der Regel als Individualisierungsprozess gedeutet. Die Individuen verlassen immer öfter den traditionell vorgegebenen Biografiepfad „Ehe – Kinder – zeitlich begrenzter Ausstieg der Frau aus dem Erwerbsleben“.

Individualisierungs-  
prozess

Spezifisch für Deutschland ist ein besonders starker und steiler Geburtenrückgang seit etwa 1965. Zwar durchliefen alle europäischen Länder den zweiten Geburtenrückgang. Aber in Nordeuropa und Frankreich ist er auf einem höheren Niveau als in Deutschland zum Stillstand gekommen. Hinzu kommt, dass in jüngster Zeit in einigen europäischen Ländern ein Wiederanstieg der Geburtenhäufigkeit eingesetzt hat. Deutschland gehört nicht zu diesen Ländern. Allerdings ist es in Ostdeutschland seit dem Geburtentief in der ersten Hälfte der 1990er Jahre zu einem kontinuierlichen Wiederanstieg gekommen.

Ostdeutschland

Die nachfolgenden Analysen werden zeigen, wie sich dieser Geburtenrückgang vollzogen hat, welche sozialstrukturellen und regionalen Unterschiede aufgetreten sind, inwieweit die deutsche Familienpolitik Einfluss auf die familiendemografische Trends genommen hat und welche zukünftigen Trends erwartet werden.

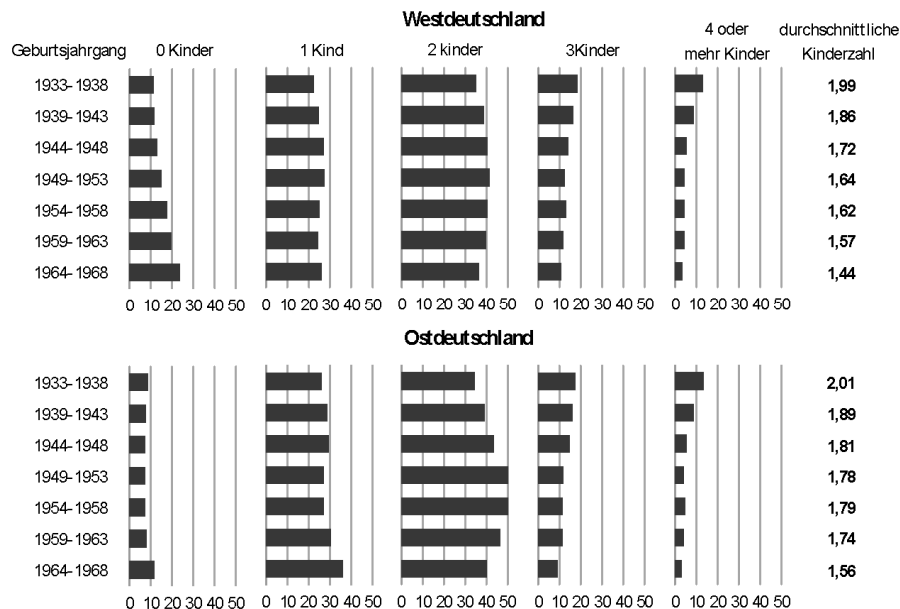
## Der Geburtenrückgang in West- und Ostdeutschland

Ein erster Blick auf die endgültigen Kinderzahlen der einzelnen Geburtsjahrgänge zeigt, dass sich der Geburtenrückgang in Ost- und West-Deutschland ganz ähnlich vollzogen hat. Frauen der Geburtsjahrgänge 1933 bis 1938 bekamen in Westdeutschland im Durchschnitt 2,04 Kinder, in Ostdeutschland 2,01. In den Jahrgängen 1964 bis 1968 waren es 1,51 Kinder in Westdeutschland, in Ostdeutschland 1,56 Kinder.

Hinter diesen sehr ähnlichen durchschnittlichen Kinderzahlen stehen allerdings erhebliche Unterschiede (Abb. 1). Zwar sind in Ost- und Westdeutschland die Anteile der Familien mit vier oder mehr Kindern schnell auf ein sehr niedriges Niveau gesunken, und Familien mit drei oder mehr Kindern sind allmählich selten geworden. Auch sie sind heute in beiden Landesteilen eine absolute Ausnahme. Diese Rückgänge wurden im Wesentlichen durch die Jahrgänge 1933 bis 1953 getragen.

Danach entwickelten sich West- und Ostdeutschland aber auseinander. In Westdeutschland setzt ein massiver Anstieg der Kinderlosigkeit ein, während sie in Ostdeutschland selten bleibt. Sie beginnt erst in den jüngeren Jahrgängen 1964 bis 1968 anzuwachsen, ohne aber auf westdeutsche Werte zu klettern.

Abb. 1: Frauen nach Geburtsjahrgängen und Kinderzahlen in West- und Ostdeutschland, 2008 (in%)



Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

Die Anteile der Frauen mit einem Kind bleiben in Westdeutschland konstant, in Ostdeutschland hingegen ist ein Anstieg zu verzeichnen. In beiden Regionen sind Frauen mit zwei Kindern die größte Gruppe geblieben, wobei im Osten die Anteile etwas höher sind als im Westen. In Westdeutschland hingegen wächst in den jüngeren Jahrgängen der Anteil der Frauen wieder leicht an, die drei oder mehr Kindern bekamen.

Festzuhalten bleibt, dass unterschiedliche Strukturen der Kinderzahlen im Westen und im Osten zu einer fast identisch niedrigen Durchschnittskinderzahl führten. Aber das niedrige Geburtenniveau im Westen ist durch eine hohe Kinderlosigkeit getragen, während es im Osten auf deutlich gestiegenen Anteilen von Frauen mit nur einem Kind basiert. Die hohe Kinderlosigkeit im Westen wird zum Teil durch die höheren Anteile von Müttern mit drei und mehr Kindern ausgeglichen. Im ostdeutschen Geburtenmuster ist also Elternschaft stärker angelegt. Daher erscheint den Fachleuten ein zukünftiger Geburtenanstieg dort eher wahrscheinlich als in Westdeutschland.

Durchschnittskinderzahl

Regional bestehen in Deutschland aber nicht nur West-Ost-Unterschiede. Es findet sich ebenso eine Nord-Süd-Differenzierung mit tendenziell höheren Kinderzahlen im Norden. Charakteristisch sind auch die starken Geburtenrückgänge in ländlichen Räumen und das sehr niedrige Geburtenniveau in Universitätsstädten.

## Sozialstrukturelle Differenzierungen

Nachfolgend wird die Geburtenentwicklung nach Lebensform, Ausbildungsabschluss, Erwerbssituation und Migrationserfahrung analysiert.

### Lebensformen und Geburten

Der Geburtenrückgang ist eng an den Wandel der Lebensformen<sup>2</sup> geknüpft. Zum einen haben sich die Anteile der Lebensformen in der Bevölkerung verschoben und zum anderen haben sich die Geburtenraten in den einzelnen Lebensformen gewandelt (Dorbritz 2010: 14). Tabelle 1 gibt Auskunft über die Struktur der Lebensformen in den Geburtsjahrgängen 1965 bis 1969 wiederum in der Differenzierung nach West- und Ostdeutschland.

Tab. 1: Struktur der Lebensformen von Frauen in West- und Ostdeutschland, Geburtsjahrgänge 1965 bis 1969 (%), 2008

Lebensformen	Kinderzahl				Summe (Zeilen)
<b>Westdeutschland</b>					
	0	1	2	3+	
Ehe	7,9	14,6	29,9	13,9	66,4
NLG*	3,8	2,2	1,6	0,7	8,4
ohne Partner	12,4	6,1	4,7	2,2	25,3
Summe (Spalten)	24,1	23,9	38,2	16,8	100,0
<b>Ostdeutschland</b>					
Ehe	4,1	22,2	28,1	7,9	62,2
NLG*	1,8	5,4	5,2	1,1	13,6
ohne Partner	6,1	8,8	6,6	2,7	24,2
Summe (Spalten)	12,0	37,4	41,8	11,8	100,0

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

\* NLG: nichteheliche Lebensgemeinschaft

Anders als viele meinen, dominiert auch in der relativ jüngeren Bevölkerung noch immer das verheiratete Paar mit zwei Kindern. 29,9% der von 1965 bis 1969 Geborenen in Westdeutschland und 28,1% in Ostdeutschland gehören zu dieser Lebensform. Die zweitgrößte, allerdings deutlich kleinere Gruppe bilden die Verheirateten mit einem Kind. Rangplatz 3 wird im Westen von den kinderlosen Frauen eingenommen, die ohne Partner in ihrem Haushalt leben. Im Osten sind es die alleinerziehenden Mütter mit einem Kind.

Insgesamt haben sich die Lebensformen der Menschen in drei Richtungen verändert: Erstens ist die Ehe nicht mehr die absolut dominierende Form für das Zusammenleben mit Kindern. Dennoch ist die Ehe die wichtigste Form partnerschaftlichen Zusammenlebens geblieben. Die Mehrheit der Bevölkerung ist verheiratet und hat Kinder. Zweitens haben nichteheliche Lebensformen die Ehe ergänzt. Meist handelt es sich dabei um kinderlos Lebende. Aber auch die Zahl der Alleinerziehenden ist stark gestiegen. Nur wenige entschei-

Ehe: wichtigste Form partnerschaftlichen Zusammenlebens

den sich bewusst für das Alleinerziehen, meist geraten Menschen aufgrund von Scheidungen eher ungewollt in diese Lebensform. Drittens haben sich erhebliche West-Ost-Unterschiede herausgebildet. Im Westen ist der Zusammenhang von Ehe und Elternschaft stärker erhalten geblieben, andererseits kommen nichteheliche kinderlose Lebensformen häufiger vor. Im Osten hingegen sind nichteheliche Lebensformen mit Kindern häufiger anzutreffen.

Für Deutschland sind spezifische Verknüpfungen zwischen Lebensformen und Geburtenstrukturen charakteristisch (Tab. 2). Diejenigen, die ohne Partner in einem Haushalt leben, haben die wenigsten Kinder (im Durchschnitt 0,58). Der hohe Anteil kinderloser Frauen (56,6%) ist dafür maßgebend. Andererseits haben Verheiratete im Durchschnitt (mit 1,73 Kindern) wesentlich mehr Kinder als Frauen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft (1,01) geboren. Die Kinderlosigkeit unter Verheirateten ist mit 11,3% niedrig und der Anteil von Frauen mit drei oder mehr Kindern (19,7%) vergleichsweise hoch. Diese Zusammenhänge sind in Westdeutschland stärker als in Ostdeutschland ausgeprägt. Die Ehe mit Kindern ist also noch immer die am häufigsten vorkommende Lebensform, zu der auch die meisten Kinder gehören.

Lebensformen und Geburtenstrukturen

Tab. 2: Durchschnittliche Kinderzahl und Paritätsverteilung in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 nach der Lebensform in Deutschland (%/durchschnittliche Kinderzahl)

Lebensformen	Kinderzahl				Summe	Durchschn. Kinderzahl
	0	1	2	3+		
	<b>Deutschland</b>					
Ehe	11,3	24,1	44,9	19,7	100,0	1,73
NLG	37,7	30,8	23,8	7,7	100,0	1,01
ohne Partner im HH	56,6	32,4	7,6	3,4	100,0	0,58

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

### Bildung und Geburten

In Westdeutschland gilt: Je höher der berufliche Ausbildungsabschluss ist, desto niedriger ist die Zahl der geborenen Kinder, und desto häufiger liegt Kinderlosigkeit vor (Tab. 3). Im Osten hat die Kinderzahl mit der Bildung der Menschen bislang nichts zu tun. Westdeutsche Frauen der Geburtsjahrgänge 1965 bis 1969 mit einem (Fach-)Hochschulabschluss haben durchschnittlich nur 1,28 Kinder zur Welt gebracht. Sie weisen mit 29,9% auch den höchsten Anteil kinderloser Frauen auf. Es sind also die hochqualifizierten Frauen, die in Westdeutschland eine außergewöhnlich hohe Kinderlosigkeit hervorrufen.

Warum ist das so? Weil die meisten hochqualifizierten westdeutschen Frauen erwerbstätig sein wollen, aber relativ wenige Einrichtungen zur außerhäuslichen Kinderbetreuung zur Verfügung haben. Zudem sind diese Einrichtungen in Teilen der Bevölkerung und der öffentlichen Verwaltung immer noch wenig akzeptiert. Insbesondere die hochqualifizierten Frauen finden sich daher im Konflikt zwischen ihrer hohen Erwerbsorientierung und der traditio-

außerhäusliche Kinderbetreuung

nellen Mutterrolle. Sie entscheiden sich häufiger als weniger gut qualifizierte Frauen für Beruf bzw. Karriere und gegen Kinder und Ehe. Sieht man dagegen auf die Frauen ohne beruflichen Abschluss, dann wird das Gegenteil deutlich. Ihre durchschnittliche Kinderzahl ist mit 1,78 wesentlich höher. Kinderlosigkeit kommt mit 17,4% selten vor und der Anteil der größeren Familien mit drei oder mehr Kindern ist mit 31,9% außerordentlich hoch.

Bedenkt man, dass in Folge der geburtenschwachen Jahrgänge immer weniger Personen ins Erwerbsleben einrücken werden, aber immer mehr qualifizierte Erwerbstätige benötigt werden, dann wird klar, dass gut qualifizierte Frauen in der Wirtschaft gebraucht werden und dort gut voran kommen können. Wenn sie sich gegen Beruf und Karriere entscheiden, nützt das also weder ihnen noch der wirtschaftlichen Entwicklung insgesamt. Das spricht dafür, Vorurteile ab- und Kinderbetreuungseinrichtungen aufzubauen.

Tab. 3: Frauen nach durchschnittlicher Kinderzahl, Paritätsverteilung und beruflichem Ausbildungsabschluss in Deutschland 2008, Geburtsjahrgänge 1965–1969 (%/durchschnittliche Kinderzahl)

Beruflicher Ausbildungsabschluss	Kinderzahl				Summe	Durchschn. Kinderzahl
	0	1	2	3+		
Ohne beruflichen Abschluss	17,4	18,8	31,9	31,9	100,0	1,78
Lehr- oder Anlernausbildung	21,7	26,4	38,3	13,6	100,0	1,44
Meister, Techniker*	22,6	28,4	35,6	13,4	100,0	1,40
(Fach-)Hochschulabschluss, Promotion	29,9	24,8	32,5	12,8	100,0	1,28

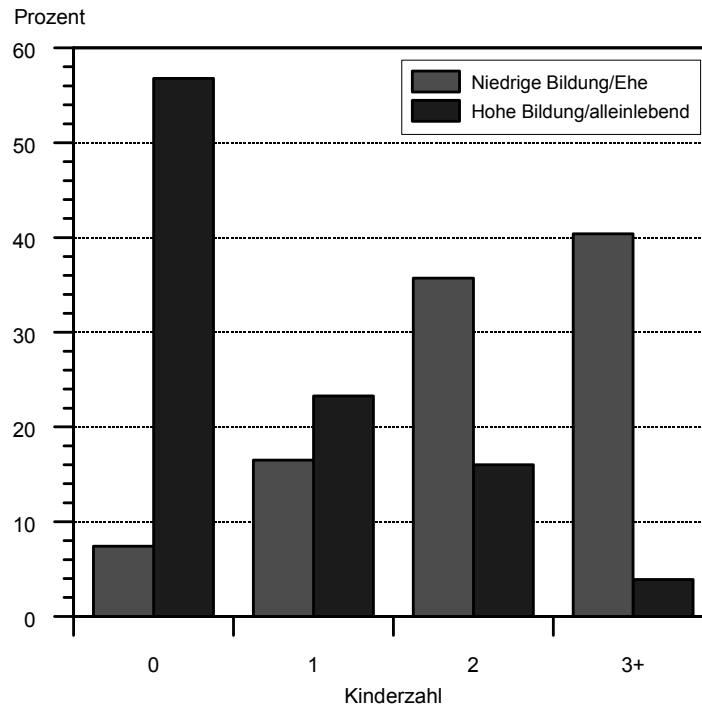
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

\* bzw. gleichwertiger Abschluss

Wenn Menschen in bestimmten Lebensformen leben und zugleich hohe oder aber niedrige Bildungsgrade<sup>3</sup> aufweisen, so ergeben sich enorm niedrige oder aber recht hohe Kinderzahlen. Dies zeigt der Vergleich zwischen verheirateten Frauen mit niedriger und alleinlebenden Frauen mit hoher Bildung in Abbildung 2. Verheiratete Frauen mit niedriger Bildung haben durchschnittlich 2,17 Kinder, alleinlebende Frauen mit hoher Bildung dagegen nur 0,68 Kinder. Alleinlebende mit hoher Bildung haben fast nie (3,9%) drei oder mehr Kinder. Aber immerhin vier von zehn (40,4%) der verheirateten Frauen mit niedriger Bildung sind so kinderreich. Verheiratete Frauen mit niedriger Bildung bleiben nur zu 7,4% kinderlos, alleinlebende Frauen mit hoher Bildung dagegen zu 56,8%.

Die eben dargestellten Geburtenverhältnisse haben beträchtliche gesellschaftliche Auswirkungen: Sie führen zum Beispiel zu Schwierigkeiten im Bildungswesen. Denn es ist für Lehrer meist deutlich einfacher, Kinder gut gebildeter Eltern etwa zum Abitur zu bringen als Kinder gering gebildeter Eltern. Wenn Kinder gut gebildeter Frauen in Schulen und Hochschulen selten sind, wird ein hoher Aufwand in Bildungseinrichtungen notwendig.

Abb. 2: Frauen nach der Zahl der geborenen Kinder, dem Bildungsniveau und der Lebensform in den Geburtsjahrgängen 1965 bis 1969 in Deutschland, 2008 (%)



Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

### Erwerbstätige Paare

Westdeutschland gehört weltweit zu den Regionen mit der höchsten Kinderlosigkeit. Um diese Situation besser zu verstehen, ist es hilfreich, die Erwerbssituation von Paaren in West- und Ostdeutschland zu vergleichen. Hierbei ist zwischen Vollzeit-erwerbstätigkeit, Teilzeiterwerbstätigkeit und Nichterwerbstätigkeit der Frau und des Mannes zu unterscheiden.

In Westdeutschland führt die Vollzeit-erwerbstätigkeit einer Frau der Geburtsjahrgänge 1965 bis 1969 mit erheblicher Wahrscheinlichkeit zur Kinderlosigkeit. Wenn auch der Mann ganzzeitig erwerbstätig ist, so bleibt fast die Hälfte (46,6%) aller Frauen kinderlos. Ist nur der Mann vollzeiterwerbstätig und die Frau dagegen nichterwerbstätig, wird also das Modell der traditionellen Hausfrauenehe gelebt, so bleibt nur jedes zwanzigste Paar (5,0%) kinderlos.

In Ostdeutschland sind diese Unterschiede nicht zu beobachten. Sind beide Partner vollzeiterwerbstätig, so bleiben ostdeutsche Frauen nur zu 8,3% kinderlos. Im klassischen Hausfrauenmodell sind es 5,6%. In Westdeutschland treibt also die Erwerbssituation das Geburtenverhalten auseinander, nicht aber in Ostdeutschland.

Einstellungen	Die Gründe für die dargestellten Diskrepanzen sind bekannt. Sie finden sich sowohl in den Einstellungen der Menschen als auch in den gesellschaftlichen Einrichtungen (Schneider und Dorbritz 2011: 33): Im Gegensatz zu Westdeutschland gilt in Ostdeutschland die Erwerbstätigkeit als Bestandteil der Frauenrolle; dort herrscht auch die Einstellung vor, dass Kleinkinder durch eine außerhäusliche Betreuung keinen Schaden nehmen; die Einrichtungen zur öffentlichen Betreuung der unter Dreijährigen sind in Ostdeutschland vergleichsweise gut ausgebaut und werden weithin akzeptiert; Beruf und Elternschaft lassen sich so viel besser vereinbaren als in Westdeutschland. Entscheiden sich dagegen westdeutsche Mütter für eine Erwerbstätigkeit, so sehen sie sich schnell mit dem Vorwurf der „Rabenmutter“ konfrontiert. Zudem haben sie aufgrund des geringeren Angebots an Betreuungsplätzen eine geringere Chance, Beruf und Mutterschaft tatsächlich zu kombinieren. Daraus lässt sich sowohl die höhere Frauenerwerbstätigkeit als auch die niedrigere Kinderlosigkeit in Ostdeutschland erklären.
Erwerbstätigkeit als Bestandteil der Frauenrolle	
Handlungsbedarf	Handlungsbedarf besteht also vor allem im Westdeutschland: Im Hinblick auf die Notwendigkeit frühkindlicher Betreuung und Erziehung außerhalb von Familien ist hier noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten. Der weitere Ausbau westdeutscher Kinderhorte, Kindergärten und Ganztageschulen liegt im Interesse sowohl vieler Mütter als auch der wirtschaftlichen Entwicklung insgesamt.

## Sozialstruktureller Wandel und Geburtenhäufigkeiten

Der Geburtenrückgang ergab sich aus einem Zusammenspiel sich verändernder Strukturen und gewandelter Verhaltensweisen. In den kommenden Abbildungen wird der Wandel der Geburtenverhältnisse nach der Bildung, der Lebensform und dem Migrationshintergrund der Menschen im Zeitverlauf dargestellt (Abb. 3 bis 5). Dazu werden die Frauen der Geburtsjahrgänge 1933 bis 1968 in 5-Jahres-Gruppen nach der Zahl der geborenen Kinder dargestellt.

### Bildungsabschlüsse

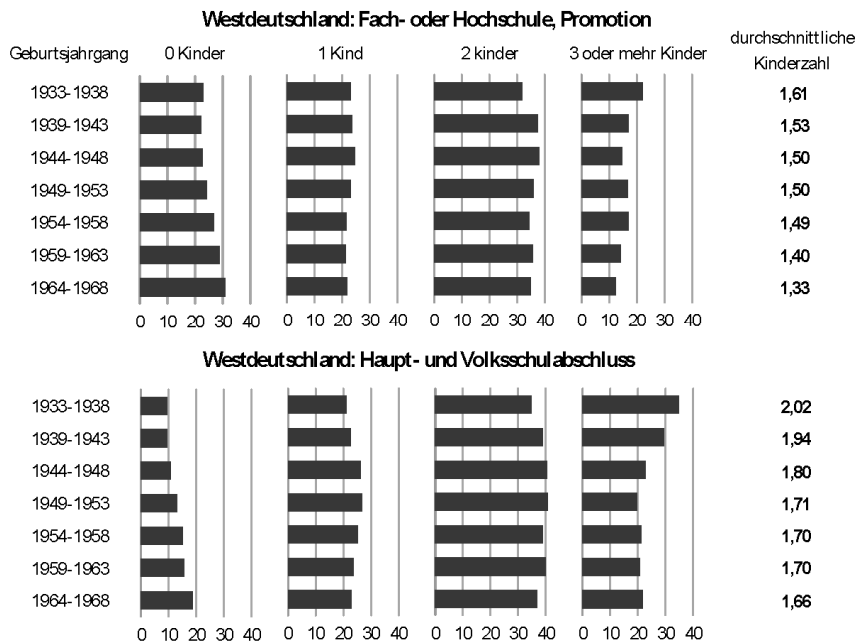
In Abbildung 3 werden die Kinderzahlen hoch und gering qualifizierter westdeutscher Frauen im Zeitablauf verglichen. Es zeigt sich, dass die bildungsabhängigen Unterschiede der Kinderzahlen sich über lange Zeit kaum verändert haben. Hochgebildete Frauen, die in den 1930er Jahren geboren wurden, waren bereits damals häufiger kinderlos und hatten seltener drei oder mehr Kinder als Frauen mit einer niedrigeren Bildung. Zudem sind beide Gruppen dem allgemeinen Trend hin zur Kinderlosigkeit gefolgt. Dabei sind die bestehenden Unterschiede erhalten geblieben.

In beiden Bildungsgruppen zeigt sich also ein Verhalten, das für den Wandel der Geburtenverhältnissen generell typisch ist. Aber der sozialstrukturelle Anteil höher qualifizierter Personen hat zugenommen und das hat Auswirkungen: Kinderlose und kleine Familien haben einen größeren Bevölkerungsanteil



erlangt und haben damit den allgemeinen Wandel in den Geburtenverhältnissen beschleunigt.

Abb. 3: Frauen nach Bildung, Geburtsjahrgängen und Kinderzahl in Westdeutschland, 2008 (%)



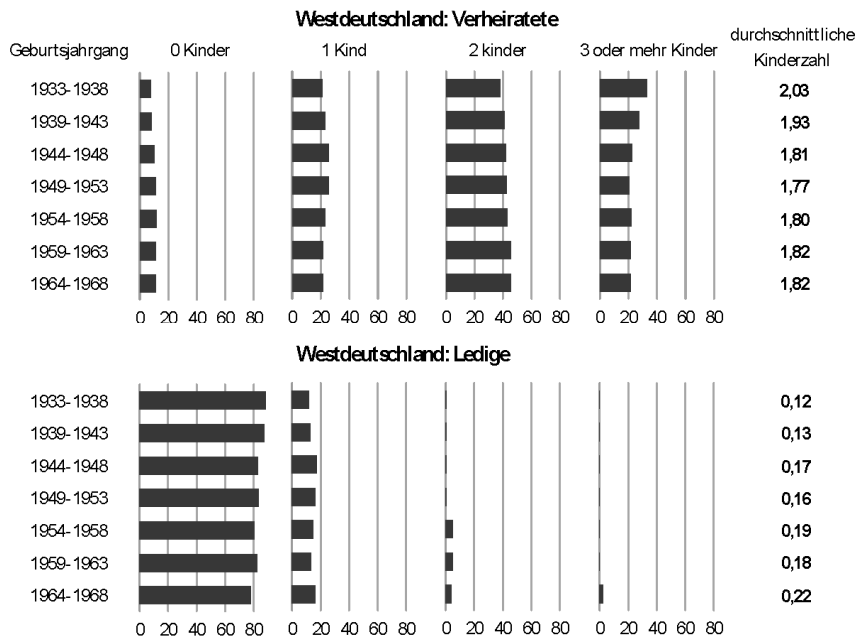
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

### Familienstand

Die Kinderzahlen lediger und verheirateter Frauen (Abb. 4) unterscheiden sich noch deutlicher als die der eben analysierten hoch und gering qualifizierten Frauen. Verheiratete sind kaum je kinderlos, wohingegen Ledige zu weit mehr als 50% keine Kinder haben. Frauen mit zwei bzw. drei oder mehr Kindern kommen unter den Ledigen quasi nicht vor, während mehr als die Hälfte der verheirateten Frauen zwei oder mehr Kinder zur Welt gebracht hat. Anders als oft angenommen wird, sind beide Verhaltensmuster über die Jahre nahezu konstant geblieben. Lediglich der Anteil der verheirateten Frauen mit drei oder mehr Kindern sinkt ab den Geburtsjahrgängen 1944 bis 1948 und der von Frauen mit zwei Kindern steigt leicht an. Ab den Jahrgängen 1954 bis 1958 kommt es vor, dass Ledige auch zwei Kinder und seit den Jahrgängen 1964 bis 1968 auch drei und mehr Kindern haben.

Während die Verhaltensunterschiede sich also kaum verändert haben, haben sich aber die Bevölkerungsanteile der verheirateten Frauen verringert und die der ledigen Frauen vermehrt. Das wirkte sich insgesamt weitaus stärker aus (Kompositionseffekte) als die geringen Verhaltensänderungen der einzelnen Frauen.

Abb. 4: Frauen nach Familienstand, Geburtsjahrgängen und Kinderzahl in Westdeutschland, 2008 (%)



Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

#### Migrationserfahrung<sup>4</sup>

Frauen mit Migrationserfahrung bleiben generell seltener kinderlos und haben häufiger drei oder mehr Kinder als einheimische Frauen (Tab. 5). Dies entspricht verbreiteten Erwartungen. Im Gegensatz zu vielen Meinungen trifft dies aber eher auf die jüngeren Geburtsjahrgänge (1964 bis 1973) als auf die älteren (1933 bis 1943) zu.

Denn die Kinderzahlen der einheimischen Frauen und der Frauen mit Migrationserfahrung unterschieden sich früher (bei den zwischen 1933 und 1943 geborenen Frauen) relativ wenig. Kinder zu haben, auch mehrere, war damals „normal“. Frauen mit Migrationshintergrund unterschieden sich früher von anderen Frauen nur insofern, als sie häufiger vier oder mehr Kinder zur Welt brachten. Erst in den jüngeren Geburtsjahrgängen haben sich die Kinderzahlen dann auseinanderentwickelt. Während die einheimische Bevölkerung den allgemeinen Trend mit einem zügigen Anstieg der Kinderlosigkeit und einem Rückgang bei den Familien mit drei oder mehr Kindern geprägt hat, haben sich in der Bevölkerung mit Migrationserfahrung die Kinderzahlen viel langsamer verändert, obwohl sie im Prinzip dem gleichen Trend gefolgt sind. Die Kinderlosigkeit ist in den Jahrgängen 1964 bis 1973 nur leicht angestiegen und die Anteile der Frauen mit vier und mehr Kindern sind langsam gesunken.

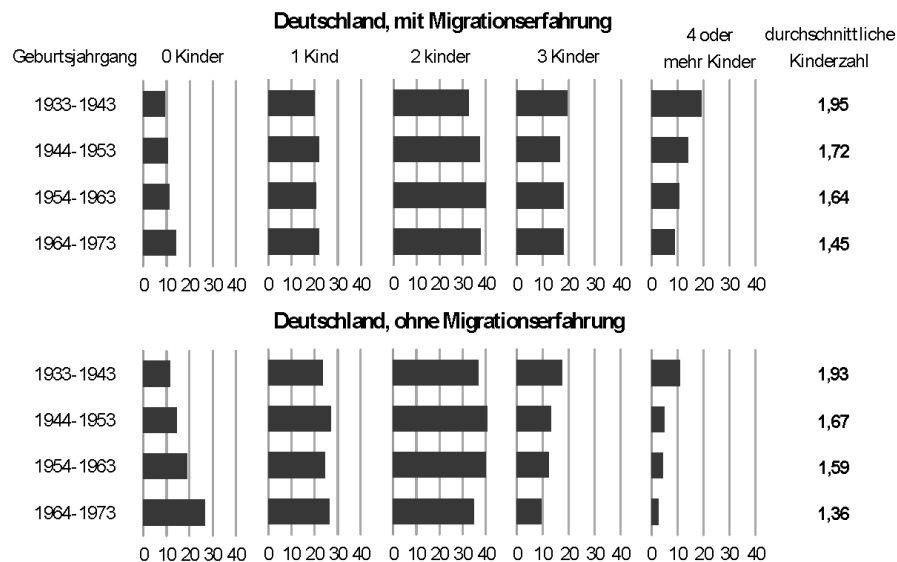
Geburtenverhalten  
nicht angenähert

Daher hat sich das Geburtenverhalten der Bevölkerung mit Migrationserfahrung – anders als viele meinen – *nicht* an das der einheimischen Bevölke-

rung angenähert. Die Unterschiede zwischen beiden Gruppen sind sogar größer geworden. Die Muster haben sich zwar in die gleiche Richtung verändert, aber in der Bevölkerung mit Migrationserfahrung erheblich langsamer. Die häufig vertretene These, dass sich beide Gruppen einander annäherten, kann also *nicht* bestätigt werden.

Es ist aber nicht nur das Geburtenverhalten in der Bevölkerung mit Migrationserfahrung relativ konstant geblieben. Zudem ist die Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund gestiegen. Beides zusammen hat den allgemeinen Trend des Geburtenrückgangs verzögert und den Bevölkerungsanteil der jungen Menschen aus Familien mit Migrationshintergrund in die Höhe getrieben. Dies ist an vielen Stellen der Gesellschaft sichtbar geworden, unter anderem am steigenden Anteil von Schülern und Auszubildenden mit Migrationshintergrund.

Abb. 5: Frauen nach Migrationserfahrung, Geburtsjahrgang und Kinderzahl in Deutschland, 2008 (%)



Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

## Zusammenfassung und Diskussion

Deutschland ist ein Land mit einem sehr niedrigen Geburtenniveau, hinter dem allerdings erhebliche sozialstrukturelle und regionale Differenzierungen stehen. Prägend sind die West-Ost-Unterschiede mit einer hohen Kinderlosigkeit im Westen und einer weiten Verbreitung der Ein- und Zwei-Kind-Familie im Osten. In Westdeutschland fallen eindeutige Zusammenhänge zwischen den durchschnittlichen Kinderzahlen und der Bildung bzw. dem Familienstand ins Auge. Höher Gebildete haben weniger Kinder als Personen mit einem niedrigeren Bildungsabschluss. Erhalten geblieben ist die Verknüpfung von Ehe und

Elternschaft. Verheiratete bekommen mehr Kinder als Paare in anderen Lebensformen. Dieser Zusammenhang ist im Westen stärker ausgeprägt als im Osten. Im Osten kommen in nichtehelichen Lebensformen mehr Kinder zur Welt als im Westen.

Im Osten und im Westen ist eine De-Institutionalisierung von Ehe und Familie zu beobachten. Sie äußert sich jedoch auf jeweils besondere Art. Im Westen verzichtet ein wachsender Teil der jüngeren Bevölkerung gänzlich auf eine Familiengründung. Im Osten verliert die Ehe als Basis für das Zusammenleben mit Kindern an Bedeutung. Dies führt zu sehr deutlichen Abweichungen zwischen den Geburtenmustern.

Auffällig an der deutschen Geburtensituation ist die hohe Kinderlosigkeit unter den westdeutschen Frauen, insbesondere Hochqualifizierte bleiben häufig ohne Kinder. Dies entspricht weder dem Wunsch vieler Frauen noch dem Bedarf von Wirtschaft und Gesellschaft. Bislang wurde meist angenommen, dass die entscheidende Ursache der häufigen Kinderlosigkeit das Fortbestehen der traditionellen Hausfrauenehe in den Köpfen der Menschen ist. Diesem Leitbild zufolge brauchen Kinder ihre Mütter zu Hause. Und Frauen, die sich dem Berufsleben widmen wollen, sollten denn auch konsequenterweise keine Kinder bekommen. Diese Ursachenvermutung ist aber nur teilweise richtig. Die Ursachen der Kinderlosigkeit sind nur zum Teil kultureller Art. Es gibt auch strukturelle Bestimmungsgründe.

In West- und Ostdeutschland sind strukturelle und kulturelle Bedingungen des generativen Verhaltens auf je besondere Art verbunden. Im Westen ist ein geringes Angebot an Betreuungsplätzen für Kleinkinder mit der Einstellung verknüpft, dass Frauen „Rabemütter“ sind, wenn sie eine Familie mit kleinen Kindern und Erwerbstätigkeit vereinbaren wollen. Im Osten ist das Betreuungsangebot besser ausgebaut und das Vereinbarkeitsmodell wird überwiegend akzeptiert. Hochqualifizierte Frauen im Westen Deutschlands, die viel in ihre Ausbildung investiert haben und beruflich viel erreichen wollen, geraten in einen Konflikt zwischen Familie und Erwerbstätigkeit. Sie lösen diesen sehr häufig, indem sie auf Kinder verzichten oder Geburten so lange aufschieben, bis es „zu spät“ ist.

Um die veränderten deutschen Geburtenmuster der letzten 50 Jahre, das heißt die häufigere Kinderlosigkeit und die Seltenheit von Familien mit drei oder mehr Kindern zu verstehen, ist ein Blick hinter die Kulissen lohnenswert. Dabei ist es hilfreich, zwischen den Verhaltensänderungen der Einzelnen und dem sozialstrukturellen Wandel in der Bevölkerung (Kompositionseffekt) zu unterscheiden.

Die Bildungsexpansion bewirkte eine Geburtenminderung weniger auf dem Wege des Verhaltens- als auf dem des Kompositionseffekts. Denn der Vergleich der Verheirateten mit den Ledigen hat gezeigt, dass sich in beiden Gruppen die typischen Muster des Geburtenverhaltens nur geringfügig gewandelt haben. Die Geburtenabnahme vollzog sich vielmehr durch den sozialstrukturellen Wandel (Kompositionseffekt): Der Anteil der Verheirateten an der Bevölkerung ist gesunken, damit wurden die Mütter seltener, vor allem die mit drei oder mehr Kindern.

Durch die Zuwanderung der Bevölkerung mit Migrationserfahrung ist der Geburtenrend in anderer Richtung beeinflusst worden. Neben sozialstrukturel-

len (Kompositions-)Effekten spielten dabei auch Verhaltensänderungen eine wesentliche Rolle. Die Bevölkerung ohne Migrationserfahrung hat ihr Geburtenverhalten nämlich verändert und dadurch den allgemeinen Trend hin zur Kinderlosigkeit und weg von großen Familien getragen. Die Bevölkerung mit Migrationserfahrung hat ihr Geburtenmuster dagegen kaum geändert. Ihre zunehmende Zahl hat den allgemeinen Trend zu weniger Geburten abgeschwächt.

In internationalen Vergleichen (z.B. Gauthier 1996) wurde der deutschen Familienpolitik eine traditionelle Ausrichtung bescheinigt. Die deutsche Familienförderung vollzieht sich hauptsächlich mittels Geldzuweisungen und richtet sich im Wesentlichen an die Ehe. Das hat in der Vergangenheit das Familienmodell „Hausfrauenehe“, die traditionelle Arbeitsteilung der Geschlechter und die herkömmliche Distanz gegenüber erwerbstätigen Müttern von Kleinkindern konserviert. Dies trug zur hohen Kinderlosigkeit zumindest in Westdeutschland bei.

Soll in Zukunft das Geburtenniveau steigen, ist dies nur möglich, wenn Kinderlosigkeit zurück geht und Familien mit drei und mehr Kindern wieder häufiger werden. Der hierfür nötige Paradigmenwechsel in der Familienpolitik ist mit Maßnahmen wie der Vermehrung von Kinderkrippen, der Einführung des Elterngelds, der Förderung von Ganztagschulen und dem Bemühen um flexiblere Arbeitszeiten zwar eingeleitet, aber noch lange nicht vollendet. „Aus der Sicht der Bevölkerung gehört die Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu den dringlichen politischen Aufgaben. ... Zentrale Bedürfnisse von Eltern sind dabei bedarfsgerechte Kinderbetreuungsangebote und mehr Flexibilität in der Arbeitszeitgestaltung“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2012: 48). Auf diesem Weg kann es insbesondere gelingen, die hohe Kinderlosigkeit unter westdeutschen Akademikerinnen zu reduzieren.

Außerdem weist die niedrige Geburtenrate in nichtehelichen Lebensformen auf Chancen für einen Geburtenanstieg hin. Er kann dann Wirklichkeit werden, wenn die zentrale familienpolitische Leitidee von der Ehe- zur Kindesförderung übergeht.

Die internationalen Vergleiche zeigen, dass Deutschland noch am Anfang des Wandels seiner Familienpolitik steht. Ein nachhaltiger Wandel der Geburtenraten und -verhältnisse ist dabei weniger durch mehr Geldzahlungen zu erzielen, in Deutschland wird heute schon vergleichsweise viel Geld zur Familienförderung ausgegeben, sondern hat einen (infra)strukturellen und kulturellen Wandel zur Voraussetzung. Das ist ein Ziel, das nur strategisch und längerfristig und nicht auf der Basis punktueller Maßnahmen zu erreichen ist.

Optimistisch stimmt dabei der demografische Wandel: Der sich abzeichnende Arbeitskräftemangel wird die Unternehmen zwingen, viel frauen- und familienfreundlicher als noch vor kurzem zu agieren, da die gut qualifizierten weiblichen Arbeitskräfte dringend benötigt werden. Schon heute mehren sich in Unternehmen die Maßnahmen, die eine Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit begünstigen: Arbeit zu Hause, flexible Arbeitszeiten, Freistellungen, Karrierechancen für beide Partner, Bezuschussung von Kinderbetreuungsstätten etc. (Hradil 2011). Außerdem könnte sich die Verlängerung unserer Lebenszeit positiv auf die Geburtenrate auswirken: „In einem Leben von

hundert Jahren sind zwei Jahrzehnte aktiver Kindererziehung ein vielleicht entbehrungsreicher, aber doch nur kurzer Abschnitt. Danach wird Nachwuchs vor allem als Bereicherung empfunden. Die Freude an Enkeln und Urenkeln gibt dem Kinderkriegen eine ganz neue Relevanz. Die Antizipation dieser Freude wird ein zunehmend wichtiger Grund werden, die Elternschaft anzugehen“ (Schwentker und Vaupel 2011: 10). So erscheint es durchaus möglich, dass sich das heute noch als langfristig stabil vermutete deutsche Geburtenniveau in absehbarer Zeit erhöhen könnte. Vorgezeichnet ist ein solcher Weg allerdings nicht.

## Anmerkungen

- 1 Gemessen an der zusammengefassten Geburtenziffer. Sie gibt Auskunft über die durchschnittliche Zahl der Kinder, die auf der Basis der Fertilitätsverhältnisse eines Kalenderjahres je Frau geboren werden. Wenn das durchschnittliche Gebäralter steigt, was gegenwärtig in Deutschland der Fall ist, wird das tatsächliche Fertilitätsniveau durch die zusammengefasste Geburtenziffer unterschätzt.
- 2 Die Lebensformen sind auf Basis der Kombination von drei Merkmalen gebildet worden: Erstens dem Zusammenleben als Paar bzw. dem Alleinleben im Haushalt, zweitens der Geburt von Kindern bzw. der Kinderlosigkeit und drittens dem Verheiratetsein bzw. Unverheiratetsein. Zu beachten ist, dass im Mikrozensus bilokale Paarbeziehungen nicht identifiziert werden können.
- 3 Hochqualifizierte: Akademischer Abschluss, Meister/Techniker, Niedrigqualifizierte: Haupt- und Realschulabschluss, Polytechnische Oberschule, ohne Abschluss.
- 4 Über eine Migrationserfahrung verfügen diejenigen Personen, die im Ausland geboren und nach Deutschland zugewandert sind. Aufgrund der geringeren Fallzahlen bei der Bevölkerung mit Migrationserfahrung mussten, um gesicherte Aussagen treffen zu können, mehr Geburtsjahrgänge zu einer Gruppe zusammengefasst werden.

## Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2012): Familienreport 2011. Leistungen, Wirkungen, Trends. Niestetal, 121 S.
- Dorbritz, Jürgen (2010): Kinderzahlen und Lebensformen im West-Ost-Vergleich – Ergebnisse des Mikrozensus 2008. In: Bevölkerungsforschung Aktuell. Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Ausgabe 01/2010, S. 11-15
- Gauthier, Anne Hélène (1996): *The state and the family. A comparative analysis of family policies in industrialized countries.* Oxford: Oxford University Press.
- Hradil, Stefan (2011): Mehr Familienfreundlichkeit durch neue Machtverhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, in: Roman Herzog Institut (Hg.): *Wie viel Familie verträgt die moderne Gesellschaft?* München: RHI, S. 84-98
- Schneider, Norbert F. und Jürgen Dorbritz (2011): Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 10-11/2011, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, S. 26-34
- Schwentker, Björn und James Vaupel (2011): Eine neue Kultur des Wandels. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 10-11/2011, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, S. 3-10